



# Feierabend



## Der Uhrmachergefelle.

Novelle von Ludwig Wolfermann.

Eines Abends erzählte mir der Uhrmacher Josef Zahnkühn eine Geschichte. Es war eine kleine Geschichte von einem ganzen Leben; eine Geschichte von einer Uhr, einem Steinchen und einem Mädchen.

Ich hatte dem Meister schon eine Weile zugehört, wie er ein winziges gelbfunkelndes Mädchen, mit bloßen Fingern kaum anzufassen, wohl an die zwanzigmal einsetzte, herausnahm und wieder einsetzte, um endlich zu sagen: „Seh dir einmal so ein hartnäckiges Dingchen an!“ Aber ich sah nur seine unbegrenzte Ruhe und seine unerschütterliche Geduld. Endlich hatte er das Mädchen an der Stelle, wo er es haben wollte. Nun war es aber spät geworden, die vielen Uhren spielten wie ein großes Orchester die Abendstunde mit hundertstimmigen Glocken, das gelbe Gaslicht brannte und der Meister legte sein Arbeitszeug zusammen, überdeckte die halbfertigen Uhren mit einem Glassturz, wusch sich die Hände und deutete unterdessen manchmal auf die kleine Geschichte hin. Dann setzte er sich zu mir und erzählte ohne Hast weiter:

„So war es also gekommen. Ich wollte in die Welt. Mein Vater, der auch ein Uhrmacher war, schickte mich mit Freunden fort. Und ich wanderte durch die Täler, über Berge und Alpen. Ueber das Bayrische, kam in das Mecklenburgische hinein; aber es trieb mich weiter, der Nordsee zu, in die großen Hafensstädte; denen galt alle meine Sehnsucht. Die Tore der Welt wollte ich sehen und Schiffe, die hinauswanderten. Ich war wohl auch wie ein Kind, und wanderte mit einer weißen Wolke um die Wette. blieb nirgends lange, weil mich die Ferne lockte, die unbekannte Welt, und so kam ich immer mehr in den Zauber einer Pilgrimage, wie mein Vater die „Walz“ nannte.

Aber jenes Dorf auf dem Hügel! Das ist ganz begreiflich.

Ein Mädchen kam und brachte mir ihre Uhr. Am vorbeigehenden Abend hatte ich von meinem Tische in der Wirtstube erzählt. Das Mädchen war des Wirtes Tochter. Man war sehr freundlich zu mir, man hatte mir ein helles, schönes Zimmer gegeben, mit einem Tisch in das blaue, weite Land hinein. So nahm ich denn die Uhr des Mädchens und wollte sie gern aus Dankbarkeit wieder

in Gang bringen. Ich setzte mich ans Fenster. Die Finken und Meisen schlugen draußen ihr erstes Frühlingslo und die Lenzbäume rauschten voll jungen Duftes zu mir in das Zimmer herein. Ich selbst kam mir vor wie ein gefangener Vogel, der den ganzen Tag seine Lieder sang und immer wieder in die blaue Weite sah, in die Ferne der erwachenden Wälder und funkelnden Flüsse.

Ach Gott, die Uhr war alt. Sie war verstaubt, es gab eine mühevolle Arbeit. Aber wenn ich an das Mädchen dachte, dann nahm ich mich zusammen. Und wenn sie kam, und sie kam oft . . . dann fing ich zu erzählen an und zeigte ihr das Geheimnis einer kleinen, alten Mädchenuhr; ich brachte es zuwege, daß die Uhr wieder ging. Ich war sehr stolz, trant an diesem Abend ein Schöpflein mehr und packte eilig mein Kängel, um am andern Morgen wieder frühzeitig fortzugehen.

Aber da kam das Mädchen und brachte mir die Uhr zurück. „Sie geht ja nicht“, sagte es. Ich nahm sie und horchte; sie war aufgelesen. Ja so blieb ich also. Was soll ich viele Worte machen.

Die Augen des Mädchens waren so hell und schön und blickten mich immer an und sahen mir nach und suchten mich, und wenn sie mich fanden, dann trat ein kleines Spiel zwischen uns, ein Lächeln schwang sich um die jungen roten Mädchenlippen.

Abends sah ich mit dem Mädchen auf der Bank im Garten und ich mußte ihr allerlei kleine unnütze Abenteuer erzählen, die man gewöhnlich nicht hat, und für die deshalb die jungen Mädchen so viel übrig haben.

Ich blieb Tag um Tag.

Aber plötzlich packte mich die Wandersehnsucht, der Frühling jubelte draußen in den Tälern, die Bäume redeten sich der hellen, warmen Sonne entgegen, die Finken lockten mit Marschliedern und der Wald vor meinem Fenster hatte einen zarten, duftragünen Schleier des Blühens.

„Eva“, sagte ich, „die Uhr wird wohl nicht mehr gehen, da ist es schade um's Schmalz! Aber heb sie auf, vielleicht kommt einmal ein anderer Uhrmachergefelle des Wegs, der es besser versteht als ich. Morgen will ich weiter.

„Das wird wohl keiner besser verstehen als du, und daß du fort mußt, weiß ich ganz gut . . .“

Ich hörte deutlich den wehmütigen Klang in ihrer Stimme, und ich wußte, daß ihre Augen schimmerten, daß sie naß wurden, sie hätte sich nicht abzuwenden brauchen. Und ich wußte auch, wieviel es geschlagen hatte.

Aber was sollte ich schließlich in einem Dörfchen anfangen, das keine 80 Seelen Einwohner hatte. Von diesen 80 keine zehn Uhren besaßen. Und wieviele von den zehn ihre Uhren zum Uhrmacher tragen würden, wenn sie gar zu diesem Entschluß kommen sollten . . . das wäre ein nettes Geschäft geworden!

„Einen Tag wirst du wohl zulegen für . . . mich!“

„Auf einen Tag mehr oder weniger kommt es nicht an. Aber sieh, Eva, ich muß noch eine weite Reise machen, bis zur Nordsee hinaus, durch das ganze Deutsche Reich!“

„Durch das ganze Deutsche Reich“ wiederholte sie leise, „das ist ein weiter Weg, aber ein schöner, weicher Weg!“

So war es, die Arbeit reizte mich mehr als alles; ich wollte sehen, viel erleben, viel lernen, und etwas Rechtshaffendes werden, das war ja zu meiner Zeit noch ein gutbekanntes und hochgeschätztes Wort.

„Und du wirst mir schreiben? Von überall, wo du auch bist, wo du auch sein wirst, Josef?“

„Natürlich, Eva“ sagte ich überzeugt. Und ich schrieb mir Namen und Adresse sorgfältig und deutlich in mein kleines grünes Notizheft.

„Und du wirst zurückkommen?“

„Auch das, aber ich weiß nicht wann . . .“

Da sah sie mich an und ein leichtes Lächeln spielte um ihre Lippen. Dann kam der Abend. Der Frühling sang und wir saßen draußen im Garten zwischen seinen herausgehenden Liedern. Da mußte ich ihr, — wie sagt man — mein Wort geben, sie nicht zu vergessen.

Wie oft gibt man solche Worte. Man sollte es nicht tun. Auch aus meinem Worte wurde nur ein Duft, der verweht. Ich schickte Eva so manche bunte Karte, zuletzt aus einer Hafensstadt. Dann nichts mehr. Arbeit gab

es, viel Arbeit. Hunderte Uhren hatte ich in Händen, brachte sie wieder in Gang. Bis zu den großen Turmuhren kam ich hinaus.

Ich habe gesehen, erliebt, gekernt.  
Und — vergessen . . .

Jahre waren vergangen. Ich war längst wieder zu Hause. Was es war, wie es kam, daß ich vergessen konnte, ich weiß es nicht; aber es muß in der Jugend wohl nicht anders sein.

Damals, als ich dem Mädchen Eva die Uhr zurückgab, da hatte ich heimlich, scherzweise, ein kleines Sternchen in den Deckel geschnitten und ein großes J daneben. Vielleicht hatte sie es gar nicht bemerkt. Auch ich habe es vergessen, bis . . .

Ich habe hier eine Stelle angenommen, habe schließlich das Geschäft gekauft. Eine Frau habe ich nicht gefunden; habe auch keine gesucht. Ich war immer gern allein, lebte meiner Arbeit, meinen Uhren und es gab noch genug Dinge, für die ich mein Leben verschwenden konnte.

Aber eines Tages kam ein junger Mann in den Laden. Es waren noch zwei andere

Stunden da, er machte nicht viel Umstände, legte mir eine Uhr auf den Tisch und sagte, er käme nach einigen Tagen wieder.

Ich legte die Uhr fort, ohne sie anzusehen. Sie blieb drei, vier und vierzehn Tage liegen, bis sie mir wieder einmal in die Hände fiel. Ich dachte darüber nach, wußte aber keinen Namen und erinnerte mich nun, daß der junge Mann längst hätte wiederkommen müssen.

Nach einigen Tagen fiel sie mir wieder ein. Ich nahm sie, und als ich den Deckel öffnete . . . fand ich das kleine Sternchen und das große J. — Es war die Uhr des Mädchens Eva.

Und nun warte ich. Ich warie nun ebenso, wie Eva auf mich gewartet haben wird. Und ich sehe auf die Straße hinaus, öfter als sonst. Vielleicht könnte ich den jungen Mann wiedersehen, der mir ihre Uhr brachte. Vielleicht könnte er mir näheres über Eva erzählen. Ich warte . . .

Der Uhrmacher hielt einen Augenblick lang ein und dann sagte er leiser werdend: „Sehen Sie, so geht es im menschlichen Leben! Es gibt nichts, das nicht irgendwann

wiedervergolten wird. Es gibt nichts, das der Mensch nicht eines Tages überprüfen müßte. An fünf Jahre ist es her, seitdem der junge Mann bei mir war und die alte, kleine Mädchenuhr brachte. Und es werden vielleicht noch Jahre vergehen, ohne daß ich etwas anderes tun könnte als zu warten . . .“

Damit ging der Meister zu einem Schränkchen, holte eine kleine, altertümliche, silberne Mädchenuhr und zeigte sie mir. Er öffnete den Mantel und da blinkte ein Sternchen und ein großes J.

Ich horchte hin.

„Sie geht ja,“ sagte ich erfreut.

„Ja, . . . vielleicht kommt eines Tages — Eva und ich glaube, es ist gut, wenn dann alles in Ordnung ist!“ . . .

Und er hielt sie an das Ohr, als würde er durch ihren treuen, starken Gang die Stimme des Mädchens hören und die Lieber des Frühlings. Und als würde er das Mädchen Eva sehen, das Dörflein, den dunklen Wald mit dem Schleier des zarten Blühens und der verlockenden Wanderkraft durch weite helle, Länder . . .

### Das Märchen vom Reichtum der Not.

Es war einmal Bruder und Schwester:  
Der Reichtum und die Not;  
Er schwelgte in tausend Genüssen,  
Sie hatte kaum trocken Brot.

Die Schwester diente beim Bruder  
Biel hundert Jahre lang;  
Ihn rührt es nicht, wenn sie weinte,  
Noch wenn sie ihr Leiden beklag.

Er schlachte und trat sie mit Füßen,  
Er schlug ihr ins sanfte Gesicht;  
Sie fiel auf die Erde und sehte:  
Hilfst du, o Gott, mir nicht?

Wie wird das Leid wohl enden?  
Das ist ein traurig Lied!  
Ich will nichts weiter hören,  
Wenn nichts für die Schwester geschieht!

Das ist das Ende vom Liede,  
Vom Reichtum und der Not:  
An einem schönen Morgen  
Schlug sie ihren Bruder tot!

Gläubbrenner.

### Die Kurliste.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das höchste Glück gewisser Evidenzkinder: der dicke, der stolze, der volltönende Titel, erheblich an Allgemeingeltung eingebüßt hat. Seine Autorität ist erschüttert. Es wird ihm längst nicht mehr so viel Beachtung wie früher entgegengebracht. Insbesondere: Autorität und Beachtung müssen sein. Goethe hat da mal so etwas von „Persönlichkeit“ fallen lassen, auf die alles ankomme. Auch nicht schlecht . . . aber erstens muß man eine sein, was gar nicht so einfach ist, und zweitens läßt sie sich leider, leider nicht dem Namen beifügen. In dieser heißen Situation ist nun einem Zeitungsblatt ein rettender Einfall gekommen. Der in St. Moritz erscheinende „Engadin Express“, zwar nicht gerade ein Weltblatt, aber ein Publikationsorgan vornehmer Kurlisten, begnügt sich neuerdings nicht mehr mit der Aufzählung mehr oder weniger wohlklingender Namen: er fügt diesen Namen hinzu, was, nach seiner Meinung, allein in stande ist, ihren Trägern Rang und Ansehen zu verleihen: die Mar-

ken der von ihnen benutzten Autos. Es steht also etwa darin zu lesen, daß in St. Moritz sich aufhalten: Herr und Frau Müller, Berlin, mit Cadillac; Herr und Frau Meier, Leipzig, mit Rind und Buid; Herr und Frau Schürze mit Chauffeur und Rolls Royce . . .

Müller, Meier, Schürze: das sagt wenig, und die eventuellen Titulaturen davor sagen auch nicht viel. Aber der Cadillac, der Buid, der Rolls Royce: das gibt den Müllers, Meiers, Schürzes Farbe und Gesicht; das hebt sie hervor aus der Alltäglichkeit; das nuanciert sie gegeneinander und wird Charakteristikum ihrer Persönlichkeit.

Sage dem „Engadin Express“, welchen Wagen du fährst, und er wird dir sagen, was man in St. Moritz von dir hält! Das Prädikat „Bon“ ist veraltet, in Mode kommt das Prädikat „Wir“. Ein neuer Adel zieht herauf. Statt Herr von Soundso wird es heißen Herr mit Soundso, statt „von und zu Britzow“: „mit und in Chevrolot“. Und statt des „Gotha“ wird es künftig einen „St. Moritz“ geben. Der „Engadin Express“ wird ihn verlegen. Hans Bauer.

### Die leibhaftige Bosheit.

Tante Christine hat viel Geld, ist aber sonst der Schrecken der Umwelt, nämlich ihrer schandbar spitzen Zunge wegen.

„Meine Frau und ich sind beide zusammen jetzt siebzig Jahre alt“, sagte eines Tages Onkel Gottlieb zu ihr, der viel Muße hatte, so etwas anzurechnen.

„Ja“, meinte Tante Christine, „meine Frau ist die Sieben und du bist die Null.“

„Ich habe gelesen, daß eine Krankheit immer den schwächsten Teil des Körpers angreift“, sagte Tante Rosalinde.

„Dann weißt du jetzt, warum du so oft Kopfschmerzen hast“, erwiderte Tante Christine.

Tante Rosalinde rühmte die Treue ihres Ehemannes. „Er jähnt wie einem hübschen Mädchen nach“, sagte sie.

„Das hat er in seinem Leben noch nicht getan“, bejahte Tante Christine mit Imperativen.

Mürrisch hatte sie ihren Neffen durch eine boshafte Bemerkung schwer gereizt, so daß er sich hinreihen ließ zu sagen:

„Von euch Weibern stammt alles Uebel!“

„Sehr richtig“, antwortete Tante Christine, „denn ihr Männer stammt ja von uns.“

Ein anderer Neffe Tante Christines war ein Dichter, so ein windiger Lyriker, der nach den höchsten Sternen griff. „Nach meinem Tode wird man dort, wo ich gewohnt habe, eine Tafel anbringen“, sagte er.

„Ja“, entgegnete Tante Christine mit janktem Hohn, „es wird daraufstehen: Möbliertes Zimmer zu vermieten!“

Tante Christine erhielt von ihrer Nichte zum Geburtstag eine prachtvoll aussehende Brosche geschenkt. „Aber liebste Tante“, sagte die Nichte, als sie nach einiger Zeit wieder zu Besuch kam, „warum hast du denn die schöne Brosche nicht angelegt, die ich dir schenkte?“

„Weil du auch nichts angelegt hast“, entgegnete das liebe Tantechen.

Tante Christines Neffe war ein junger Arzt. Onkel Gottlieb fragte ihn, wie es denn mit der Praxis stehe. „Ach Gott“, sagte der junge Anfänger, „ich bin über Nacht wieder sechsmal gewedelt worden.“

„Warum laufft du dir denn kein Injektionspulver?“ fragte Tante Christine mit Scheinhaftiger Bosheit.

„Denk euch, gestern besah die unausstehliche Frau Ruschewohly die Frechheit, mir zu sagen, ich sei keine echte Menschenfreundin“, sagte Tante Christine.

„Und was hast du erwidert, Tantechen?“

„Sie möge bedenken, daß sie keine echte Blomäne sei!“

Jener Lyriker, Tante Christines Neffe, hatte sich in einer Pension eingemietet. Nach vier Wochen zog er aus. „Er muß jetzt wohl herausbekommen haben, daß es dort kein Bad gibt“, meinte Tante Christine.

# Die Revolte im Zuchthaus.

Von Hardy Worm.

Das Zuchthaus lag auf einer Anhöhe, unweit des Bahnhofes. Die Reifenden, die vorüberfahren, blickten teilnahmslos auf das graue, vierstöckige Gebäude, das einer drohenden Festung glich. Ab und zu deutete wohl einer der Fahrgäste auf die Anstalt und murmelte: „Die sind gut aufgehoben.“ Das glich dem Rührer eines Satten, der sichtlich interessiert zusah, wie sich zwei Hungerige um ein Stückchen Brot balgten.

An einem Wintertage, Schnee fiel vom Himmel, wurden drei männliche Personen in einen vor dem Bahnhofe haltenden Wagen geladen. Sie zogen ihre abgetragenen Sommerpalatos fest an die Glieder und rühten nicht aneinander, denn kalter Wind sogte durch die Kalesche. Der Aufseher, das Gewehr zwischen den Knien, blätterte in den Akten. „Zehn Jahre Zuchthaus wegen Totschlägers,“ „Fünf Jahre Zuchthaus wegen verjuchten Raubmordes,“ „Drei Jahre Zuchthaus wegen Aufruhrs.“ Der Beamte murmelte die Zahlen gleichgültig vor sich hin. Dann stampfte er ungeduldig mit den Füßen auf.

Der Wagen hielt. Als der Kutscher mit der Peitsche knallte, öffneten sich die schweren eisernen Türen, und knirschend fuhr die Kalesche durch den Torweg.

Die Gefangenen wurden in den Aufnahmeraum geführt. Ihre froststarrten Züge lösten sich. Dampfige, aber warme Luft schlug ihnen entgegen. Ein langer Beamter trat auf sie zu. Verlas ihre Namen. Als er den Keinen, pockenartigen Gefangenen sah, kniff er ein Auge zusammen. „Na, auch wieder hier? Hast es draußen nicht lange ausgehalten.“ Der Kleine grünte. „Ach, Herr Inspektor, de anständig'n Leite kommen alle widda s'fürd!“ Der Beamte tat, als hätte er die Antwort überhört. Er ließ die Gefangenen abführen.

Um die Mittagstunde schlug die Glocke auf dem Gang. Die Aufseher rasselten mit den Schlüsseln. Der Kalfaktor schleppte mit einem anderen Gefangenen den Eßtisch herbei. Der Aufseher öffnete die in den Zellentüren befindlichen Klappen, ein Arm mit einem Napf, in den die dünne Suppe geschüttet wurde, kam zum Vorschein. Sie gingen weiter. Von Zelle zu Zelle. Manchmal ein Fluch über das schlechte Essen. Ein Fluch, der durch den Knall der zuschlagenden Klappe erstickt wurde.

Am Nachmittag wurden die Gefangenen in den Hof geführt. Es war jeden Tag dasselbe trostlose Bild: In der Mitte die Aufseher mit den Schußwaffen. Um sie herum die Zuchthäuser in den gestreiften Kitteln. Sie hielten die lahgeschorenen Köpfe geneigt. Troteten wie die Tiere einher. Der helle Schnee schmerzte ihre Augen. Ueber ihnen stand der Himmel in durchsichtigem Blau. Die Sonne schien grell.

Als einer der Aufseher einen Zuchthäuser ansah, ging eine Welle des Unwillens über den Hof. Flüche wurden geschrien, in den Schnee gespien. Die Beamten schrien nach Ruhe. Aber die Gefangenen verlangsamten ihren Gang. Feindliche Blicke flogen den Aufsehern ins Gesicht. Blicke, die stachen und so felsen beunruhigten, daß einige Uniformierte die Waffen hoben und schußbereit hielten. Da ging ein Gelächter über den Hof. Ein verächtliches Gelächter, das die Mauern emporkletterte, durch die Gitterstäbe kroch und die anderen Gefangenen an die Fenster rief. Die Freistunde wurde vorzeitig abgebrochen, der Vorfall dem Anstaltsdirektor gemeldet. Der fuhr sich nervös über die Glatze. „Da ist etwas nicht in Ordnung. Ja, da müssen Sie genau aufpassen. Die Radeis-

jührer ausführen. Ja.“ „Die Leute bezogen sich seit einigen Tagen über das Essen, Herr Direktor!

„Ach was, das Essen ist vorzüglich. Wir können doch den Kerls keinen Gänsebraten vorsetzen hähä. Dann gingen sie überhaupt nicht mehr raus, Ja, was ich noch sagen wollte — sorgen Sie doch dafür, daß morgen alle zum Kirchgang antreten. Da muß den Kerls 'n bißchen ins Gewissen geredet werden.“

„Jawohl, Herr Direktor!“  
Am Abend wurden die Gefangenen aus ihren Arbeitsräumen in die Zellen geführt. Sie schlangen gierig ihre Suppen herunter. Als sie auf den Matratzen lagen, bohren sich ihre Blicke durch die Mauern des Zuchthauses. Sie sahen schneebedeckte Felder. Rote und grüne Vieher auf der Bahnstrecke. Sie blickten in durchwärmte Wohnräume, wo Menschen friedlich nebeneinander saßen. Sie sahen Ballkäte, in denen junge Mädchen tanzten. Ach, wie lange hatten sie kein Mädchen in den Armen gehalten. Waren nicht auch sie einmal jung? Hatten eine Mutter, die sich um sie sorgte? Da lag mancher Gefangene tränenüberströmt. Da biß mancher Zuchthäuser in die Decke. Viele aber konnten nicht mehr weinen.

Als die zwölfte Stunde vorüber war, löste sich im Flügel A ein Sträfling aus einer Nische. Er schlich an die Zellen, schob leise die Kegel zurück, öffnete die Schlösser. Die Gefangenen schneit von den Lagerstätten hoch. Blieben langsam an den nur angelehnten Türen stehen. Ihre Füße flogen. Ihr Mund war trocken. Als der Aufseher wieder die Galerie betrat, flog eine Gestalt auf ihn zu, ein würgender Griff legte sich um seine Kehle, langsam fiel er zusammen. Die Leiche des Wärters wurde in eine Zelle geworfen. Langsam, wie die Stagen schlüpfen die Sträflinge den Gang entlang. „Langsam . . . langsam . . . hinlegen . . . ist schon vorbei . . . du nimmst den Ober . . . du Telephon . . . still“, und dann flogen sie vorwärts, würgten den Oberaufseher, der auf der Brücke des Mittelganges saß, drangen in die Wachstube ein, schlugen die schlafenden Beamten nieder, zerschlugen sämtliche Telephonleitungen und bemächtigten sich der Schlüssel und Waffen.

In allen Flügeln des Zuchthauses brach der Aufruhr aus. Einige noch im Gebäude befindliche Aufseher wurden zerrreten. Einigen gelang es, zu entfliehen. Ueber die Treppen rasten die Befreiten. Alle schrien wild durcheinander. Die Kleiderkammer wurde erbrochen. Einige rannten in die Küche und stürzten sich auf die Vorräte. Sie schlugen aufeinander ein. Es war, als stände das Zuchthaus in Flammen.

Als die ersten Sträflinge vor den Toren des Zuchthauses standen, blieben sie einen Augenblick verwirrt stehen. Dicht fiel der Schnee. Sie standen im Taumel der Flocken und wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten. Viele rannten in die nahe gelogene Waldung. Gestrüpp legte sich um ihre Füße. Sie schlugen hin, rafften sich auf und rannten weiter.

Gegen Morgen traf ein Militärkommando ein. Als die Soldaten in das Zuchthaus einbrangen, fanden sie viele Sträflinge, die wieder zurückgekehrt waren. Und viele, die gar nicht die Zelle verlassen hatten. Als sie gefragt wurden, warum sie nicht mit den anderen geflohen seien, machten sie eine hilflose Gebärde. Nein, sie wollten nicht fliehen. Sie hätten Angst vor dem Leben da draußen. Sie paßten nicht mehr unter die Menschen. Und einer sagte, die erloschenen Augen gegen den Direktor wendend: „Die Menschen sind zu gemein!“

Der Direktor aber fuhr sich mit zitternder

Hand an den Kragen und jagte zu dem Kommandoführer: „Sehen Sie, die Kerls hant hier viel zu gut. Die woll'n gar nicht wieder raus. Das muß anders werden. Ich werde ein Exempel statuieren.“

Als er über die Leiche eines Aufsehers stolperte, verlor er den Zweifler.

## Der Mensch.

Eine Grotteske von Mark Twain.

Der Mensch kann nicht im Freien schlafen, ohne sich tödlich zu verfühlen oder den Rheumatismus zu kriegen. Er kann seine Nase nicht länger als eine Minute unter Wasser halten, ohne ertrunken zu sein. Er ist, mit Verlaub, die erbärmlichste, unbeholfenste von allen Kreaturen, welche die Erde bewohnen.

Er muß gehätschelt, in Bindeln getan und gewickelt werden, um überhaupt leben zu können. Er ist, wie immer du ihn nimmst, ein zerbrochliches Ding, ein regelrechtes Britisches Museum von Inferioritäten.

Er muß immer repariert werden. Eine Maschine, die so unzuverlässig wäre wie er, würde keinen Käufer finden.

Die niedrigeren Tiere, scheint's, bekommen ihre Zähne ohne Schmerz und Unbehagen. Die des Menschen brechen nach Monaten grausamer Marter durch und zu einer Zeit, da der Mensch am wenigsten in stande ist, diese Marter zu ertragen. Solwie er aber die Zähne hat, müssen sie ihn wieder gezogen werden. Die weite Garnitur verbleibt ihm ja für eine Weile, aber der Mensch wird nicht eher eine Garnitur von Zähnen erhalten, auf die er sich verlassen kann, als bis ihm der Zahnarzt eine anferstigt.

Der Mensch beginnt mit den Krankheiten als Kind und lebt von ihnen, als regulärer Diät, bis ans Ende. Er hat Krumpfs, Scharlachfieber, Keuchhusten, Katarrh, Mandel-Entzündung und Diphtheritis als ganz natürliche Angelegenheiten.

Späterhin, im weiteren Verlauf, ist kein Leben nach wie vor bei jeder Beugung von Schnupfen, Husten, Asthma, Bronchitis, Halsbräune, Schwindel, gelbem Fieber, Blindheit, Influenza, Furunkeln, Lungenentzündung, Gehirnerweichung und tausend andern Krankheiten dieser oder jener Art bedroht.

Er ist ein Korb voll pestilenzialischer Fäulnis, den Mikroben zu Saug und Unterhalt bereitet. Sieh dir sein Gemächte in einigen Einzelheiten an:

Wozu hat er den Blinddarm? Er hat keinen Wert! Sein einziges Interesse ist, dazuliegen und auf einen verirrten Traubenkern zu warten und dann Leiden zu verursachen.

Wozu dient der Bart des Menschen? Er ist nichts als eine Kästigkeit! Alle Nationen verfolgen ihn mit dem Rasiermesser. Aber die Natur versteht den Menschen immer wieder mit einem Bart, anstatt diesen auf den Kopf des Menschen zu verlegen.

Ein Mensch wünscht sein Kopfhaar zu behalten. Es ist ein reizender Schmuck, eine Bequemlichkeit, der beste Schutz gegen das Wetter, und der Mensch schätzt es höher als Smaragde und Rubine. Und die Hälfte der Zeit läßt die Natur es auch wachsen, aber es will nicht dableiben.

Der Mensch ist nicht einmal hübsch und was Stil anbetrifft, sieh dir den bengalischen Tiger an — dieses Ideal von Armut, körperlicher Vollkommenheit und Majestät.

Denke an den Löwen, an den Tiger, den Leoparden — und dann denke an den Menschen, dieses armelige Ding! An dieses Tier mit der Perle, dem Hörrohr, dem Glasauge, den Porzellan-Zähnen, dem hölzernen Bein, der silbernen Luftröhre — eine Kreatur, von unten bis oben gestickt!

# Die Braut des Statistikers

Von Irshan Bernard.

Mit tiefer Bewegung betrat Frau Duramoge am Morgen des großen Tages das Mädchenzimmer ihrer Tochter.

Berta lag noch zu Bett, und ihre siebzigtausend blonden, leuchtenden Haare umgaben ihr Gesicht wie ein Heiligenschein.

„Ja... aber... mein Kind...“, begann die Mutter, „da du doch heute Herrn Beaumartin heiratest...“

„Ich weiß, was du sagen willst, liebe Mama“, unterbrach das junge Mädchen, „du wunderst dich über meine Gelassenheit. Aber es gibt ungefähr achthundert Millionen Frauen auf der Erde, die zu früh sterben, um die Siebe kennenzulernen. Unter denen, die das normale Alter erreichen, gibt es zweifellos eine Anzahl, die ihr ganzes Leben lang keusch bleiben. Doch ist diese Zahl so gering, daß man sie ruhig vernachlässigen kann; sie wird mehr als aufgewogen durch die Zahl jener, die vor Eintritt in das normale Alter ihre ersten Versuche unternehmen.“

Es bleiben also fünfhundertfünfzig Millionen Frauen, die in die Siebe eingeworfen werden. Nehmen wir an, daß diese Zahl sich innerhalb von fünfzig Jahren erneuert, so kommen auf das Jahr elf Millionen, daher ungefähr neunhunderttausend auf den Monat, dreihigtausend auf den Tag.

In den kommenden vierundzwanzig Stunden werden also dreihigtausend Frauen, weiße, schwarze, gelbe und kupferfarbige, die ersten Siebesbeweise empfangen.

Ich bin lediglich ein dreihigtausendstel dieser vierjährigen Menge. Du kannst unter diesen Umständen kaum verlangen, daß ein gewöhnlicher Vorgang mich irgendwie erregt, und daß mein Dufend sich fünfunddreißig bis vierzigmal statt wie gewöhnlich zwanzigmal hebt.“

Und Berta nahm abermals — sie tat das durchschnittlich siebeneindrittelmal in der Stunde — den letzten Brief ihres Bräutigams vor und las:

„Ich schreibe Dir nicht, daß Du die schönste Frau der Welt bist. Das wäre eine schwer zu beweisende und daher eines Gelehrten unwürdige Behauptung. Aber wenn ich annehme, daß Strag recht hat, der auf tausend Frauen nur eine wirkliche Schönheit gelten läßt, dann komme ich zu dem immerhin befriedigenden Ergebnis, daß Du unter den etwa zweihundert Millionen Frauen Europas zu den zweihunderttausend schönen Frauen gehörst. Wenn ich nun, unter Vernachlässigung der kleinen Differenz zugunsten der Frauen auch die Anzahl der europäischen Männer mit zweihundert Millionen ansetze, so entfällt auf jeden Mann nur ein Tausendstel einer schönen Frau, oder auf jeden tausendsten Mann eine schöne Frau. Die Anzahl der Berufsstatistiker Europas berechne ich mit etwa zweitausend, das heißt, ein Statistiker auf hunderttausend Männer. Die Aussicht eines Statistikers, zu einer schönen Frau zu kommen, ist daher so gering, daß sie statistisch kaum zu erfassen wäre, und ich dementsprechend — gewisse kleine Fehler unberücksichtigt — mit Stolz konstatieren darf, daß ich der einzige Statistiker Europas bin, der sich mit einer der zweihunderttausend schönen Frauen Europas vereinigt. Du kannst hieraus die Größe meiner Freude leicht giffernmäßig ermessen, besonders, wenn Du daran denkst, um wieviel geringer durch unsere Heirat die Chancen der übrigen 1999 Statistiker werden.“

## Besteuerte Löwen.

Jemand hielt sich einen jungen Löwen. Nach einiger Zeit erhielt er vom Magistrat die Aufforderung, Hundsteuer zu bezahlen.

Der löwenbesitzende Jemand begab sich also mit dem Wüstenhünd zum Steueramt. Man befragte das Tier dort eingehend, hielt sich aber nicht für fachverständlich genug, die Frage, ob Löwe, oder ob Hund, zu entscheiden. Man hielt vielmehr einen großen Kriegsrat aller Steuerbeamten ab und verlangte dann ein polizeilich beglaubigtes Attest des Direktors vom Zoologischen Garten.

Mit einem solchen Attest bewaffnet begab sich der Herr des Löwen erneut zum Steueramt. Er drang kämpfend bis zum Ueberobersteueramtschauptbetriebsdirektor vor und sprach: „Mein Hund ist ein Löwe. Ich bitte Sie also, mich von der Hundsteuer zu befreien.“

Der Herr Ueberobersteueramtschauptbetriebsdirektor beschah den Löwenhund (oder Hundlöwen) und beschah sich das Attest. Dann sprach er die geflügelten Worte: „Tja, da müssen Sie einen schriftlichen Antrag einreichen!“

## Was mancher nicht weiß.

Aus den Schuppen des Meleci gewinnt man die Essence de l'Orient, die zur Anfertigung künstlicher Perlen verwendet wird. Zur Herstellung eines Pfundes Perlens müssen 20.000 der so nummern und lebensfrohen Fische ihr Leben lassen.

Im Königreich Siam veranstaltet man in langen Aquarien Wettrennen zwischen verschiedenen Fischarten. In Bangkok verwettete der König Kulalong Korn bei solchen Fischrennen eine seiner Frauen.

Wer in Dänemark einen Wald abholzt, muß ein gleich großes Stück Land mit jungen Bäumen bepflanzen lassen.

In Melbourne gibt es eine ganze Anzahl von Hausbesitzern, die durch Straßennetze zu ihrem jetzigen Wohlstand gelangt sind.

Sacculus ließ im Jahre 70 v. Chr. die ersten Kirichen von Kerasus am Schwarzen Meer nach Europa bringen.

Der japanische Korallenfisch ist der phantastischste Fisch den wir kennen. Seine Farbe ist tiefrot mit hellblauen, schwarz eingefassten Bändern.

Die weißen Rassen werden von den farbigen Rassen an Menschenzahl zweieinhalbmal übertroffen.

Der berühmte Cello-Virtuose Professor Alfred Grünfeld (der vor einiger Zeit 70 Jahre alt wurde) besitzt eine Sammlung von 6000 Speisearten, die er alle abgegessen hat.

Es gibt tibetanische Mönche, die die Anrufung Buddhas „Om mani padme hum“ „Amen du Heil in der Lotusblüte“ tagelang ohne Unterbrechung ausruhen.

In jedem Gramm eines beliebigen Stoffes sind Energiemengen enthalten, die der Dauerleistung eines Heides während 400 Jahren entsprechen.

Wenn man das Mittel der Stromstärke eines Blitzes nimmt, würden sich daraus 60.000 Ampere gleich 28.000 Kilowattstunden ergeben. Könnte man einen gewöhnlichen Naturblitz in einen Akkumulator fesseln, so würde seine Lichtmenge genügen, zehn elektrische Glühlampen 30 Jahre zu speisen.

## Allerlei.

Vorsicht beim Obstessen! So vorteilhaft der Obstgenuß auf den Organismus des gesunden Menschen einwirkt, so sehr kann er ihn aber auch schädigen, wenn man des Guten zuviel tut. Nach den jüngsten Untersuchungen von Professor Gros liegt der Schaden in solchen Fällen gewöhnlich darin, daß dem Magen einmal zu große Mengen schlecht gelauter Obstes zugeführt werden, worauf es dann zu einer Quellung des Mageninhalts und damit zu einer Ueberlastung des Darmes kommt. Als Folge hiervon stellen sich allzuoft mehr oder weniger schwere Verdauungsstörungen ein, die sogar auch zum Tode führen können. Nach den genannten Untersuchungen erwiesen sich Kirichen und Stachelbeeren als besonders stark quellungsfähig, namentlich dann, wenn im Magen gleichzeitig Wasser enthalten ist, da die Früchte diese Flüssigkeit an sich ziehen. Unmittelbar nach starker Muskelanstrengung oder Erhigung soll man ebenfalls vorsichtig im Obstgenuß sein.

Zahlen ohne Ende. Nach den letzten zuverlässigen Schätzungen von Ende Mai 1928 beträgt das Nationalvermögen der Vereinigten Staaten 320 Milliarden Dollar (1600 Milliarden Schweizerfranken). Die Schienenstrecke der Eisenbahn hat eine Länge von 250.000 Meilen. Die Zahl der Telefon- und Radioapparate beläuft sich auf 18,5 Millionen Stück. Der Wert der amerikanischen Erzeugnisse beträgt 62 Milliarden Dollar, der der landwirtschaftlichen Erzeugnisse nahezu 20 Milliarden Dollar im Jahr. Die Ausfuhr hat einen Wert von 4,75 Milliarden Dollar. Automobile gibt es 23 Millionen bei einer Bevölkerungszahl von 117 Millionen.

Opfer wilder Tiere und Giftschlangen in Indien. Im Jahre 1927 wurden in Indien nicht weniger als 19.000 Personen durch Schlangengebisse und 2285 durch wilde Tiere getötet. Es verurachteten Tiger den Tod von 1033 Menschen, Leoparden den von 218, Wölfe den von 465, Bären den von 78, Elefanten den von 56 und Hyänen den Tod von 12 Personen. Ferner töteten wilde Eber und Wildschweine 85 Personen, Schakale 41. In der Provinz Madras fielen am meisten Menschen wilden Tieren und Giftschlangen zum Opfer, nämlich 579.

## Gedanken-Splitter.

### Westafrikanische Regersprichwörter.

Der Tod geht vorüber, der Hunger aber nicht. Das Hirsflorn bekommt in der Heimat der Jähner nie Recht. Wer den Sohn beschimpft, beschimpft auch dessen Vater. Die Ziege freut sich über einen zerissenen Jaun. Nur der gefüllte Bauch lacht. Wer einem Schlag ausweicht, beweist noch nicht, daß er sich fürchtet. Wer eine Arbeit aus eigenem Antrieb tut, macht kein lautes Gesicht dazu. Das Krokodil klagt nicht, wenn es ins Wasser fällt. In den Krieg zieht man gemeinsam, aber bei der Rückkehr kommt einer nach dem andern. Wenn ein Kind hungrig ist, so beweist das, daß auch seine Mutter Hunger hat. Die Blätter der Fächerpalme bewegen sich nicht von selbst (d. h. wo Rauch aufsteht, da ist auch Feuer). Wer zuerst gestorben ist, ist nur vorausgegangen.